

Jacques Couvillon

  
**CHICKEN  
DANCE**

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von André Mumot



Bloomsbury  
Kinderbücher & Jugendbücher

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *The Chicken Dance* bei Bloomsbury, New York | Copyright © 2007 Jacques Couvillon | Für die deutsche Ausgabe | © 2011 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin | Bloomsbury Kinderbücher & Jugendbücher, Berlin | Alle Rechte vorbehalten | Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, unter Verwendung einer Fotografie von © stockfood | Gesetzt aus der Stempel Garamond durch Greiner & Reichel, Köln | Druck und Bindung: CPI – Ebner und Spiegel, Ulm | Printed in Germany | ISBN 978-3-8270-5458-6 | [www.berlinverlage.de](http://www.berlinverlage.de)

*Für meine Eltern, Andrew und Julia  
Couvillon, die immer daran geglaubt haben,  
dass ich fliegen kann, und nie von mir  
verlangt haben zu tanzen.*

## EINS

Der Name meiner Schwester war Dawn, und meine Mutter sagte, sie hätte diesen Namen bekommen, weil es bei ihrer Geburt gewesen sei, als wäre soeben die Sonne aufgegangen. Ich heiße Stanley. Meine Eltern sagten, sie hätten mich nach dem Onkel meines Vaters benannt, der das Land verlassen hat, weil er irgendwelchen Kredithaien eine Menge Geld schuldete, weil er nämlich viel spielte und trank. Ich kann mich nicht erinnern, dass man mich je Stanley genannt hätte, denn meine Eltern sagten immer Don zu mir. Warum sie meinen Namen geändert hatten, erzählten sie mir nicht, sie sagten bloß, sie hätten den Namen Stanley nicht mehr gemocht.

Es war nicht wirklich die Wahrheit, aber das habe ich erst herausgefunden, als ich zwölf Jahre alt war. Bis dahin dachte ich, mein Name wäre Don. Dass ich eigentlich Stanley heiße, verrietten sie mir genau genommen, als ich elf war, aber auch nur, weil ich meine Geburtsurkunde fand, weil ich die Rumpelkammer aufräumte, weil meine Mutter die »Einfluss-Pärchen« zum Abendessen eingeladen hatte, weil sie glaubte, es würde sich für sie auszahlen, wenn sie ihnen ein paar Eier gab. Ich nehme an, das klingt jetzt nicht so wirklich sinnvoll, also sollte ich vielleicht ein paar Jahre früher anfangen – mit meinem elften Geburtstag, als die ganze Sache ihren Lauf nahm.

Aber wisst ihr was? Vorher sollte ich euch vielleicht sagen, wer ich bin und wo ich lebe und warum ich da lebe, und ein paar andere Sachen, die ihr vielleicht über mich wissen wollt.

Mein Name ist Stanley Schmidt, und ich lebe auf einer Hühnerfarm in Horse Island. Eine Insel ist das aber eigentlich gar nicht, und es gibt auch nicht gerade besonders viele Pferde da, dafür aber eine Menge Hühner. Fast jeder hat welche, und die Leute kommen meilenweit hergefahren, nur um sich ihre Eier in Horse Island zu kaufen. Die Stadt ist schon immer randvoll gewesen mit Hühnerfarmen, aber erst als einer von den Leuten hier, Jonathan Jacobs, nach Lafayette gezogen und Wettermoderator beim Fernsehen geworden ist, wollten die Leute plötzlich Eier von Horse-Island-Hühnern haben. Er sprach während seines Wetterberichts nämlich immerzu über die Stadt und sagte dann Sachen wie: »Morgen wird ein sonniger Tag. Ich bin sicher, alle Hühner zu Hause auf der Farm meiner Eltern in Horse Island werden ihre Freude daran haben und einige köstliche Eier legen. Womöglich sogar mit doppeltem Dotter.«

Und weil er immerzu über Horse Island redete, fuhrn Leute aus anderen Städten wie Cow Island, Forked Island, Pecan Island, Kaplan und Abbeville nach Horse Island, um Eier zu kaufen.

Ich bin allerdings nicht in Horse Island geboren worden. Ich wurde in Shreveport geboren, aber meine Eltern zogen mit mir auf die Hühnerfarm in Horse Island, als ich noch ein Baby war.

Meine Schwester Dawn zog nicht mit uns um, weil, wie mir meine Mutter erzählte, Dawn an Scharlach starb, als sie fünfzehn war und ich noch ein Baby. Und auch

wenn ich mich nicht an sie erinnerte, habe ich doch immer gewusst, wie sie ausgesehen hat, weil es überall bei uns im Haus Fotos von ihr in Tanzkostümen gab.

Dawn und ich sahen uns überhaupt nicht ähnlich, auch wenn sie meine Schwester war. Sie war dünn, hatte glattes braunes Haar, ihre Haut sah aus, als wäre sie viel draußen an der Sonne gewesen, und ihre Augen hatten so in etwa die Farbe einer Pekannuss von innen. Meine Augen sind grün, und ich trage eine Brille und bin klein, und ich habe rötliches Haar, das ziemlich lockig ist, und meine Haut ist weiß, abgesehen von einem ganzen Haufen Sommersprossen.

Na ja, der Grund, warum meine Eltern und ich von Shreveport weggezogen sind, war jedenfalls, dass mein Vater die Hühnerfarm von seinem Onkel erbte. Nicht von Stanley, nach dem ich angeblich benannt worden bin, sondern von Sam. In seinem Testament hatte Onkel Sam festgelegt, dass meine Eltern zehn Jahre lang in dem Haus leben durften, vorausgesetzt, dass sie immer mindestens fünfundzwanzig Hühner hielten. Onkel Sams Rechtsanwalt ließ jeden Monat jemanden kommen, der die Hühner zählte und den meine Mutter den »Mistvieh-Zähler« nannte. Meine Eltern hatten drei Verwarnungen gut, falls bei der Zählung keine fünfundzwanzig Hühner vorhanden waren. Nach der dritten Verwarnung sollten das Haus und das Land der Amerikanischen Geflügel-Gesellschaft gespendet werden. Wenn sie aber zehn Jahre lang fünfundzwanzig Hühner gehalten hätten, konnten meine Eltern mit der Farm machen, was sie wollten.

Meine Mutter sagte, Onkel Sam sei übergeschnappt, weil er so viele Jahre allein mit einem Haufen Hühner verbracht hatte. Ich habe diesen Onkel Sam nie kennenge-

lernt, und auch sonst keinen aus meiner Familie. Ich wusste überhaupt von keinen Onkeln und Tanten, und meinen Großeltern bin ich ebenfalls nie begegnet. Meine Mutter hatte mir erzählt, dass ihre Mutter und ihr Vater ums Leben gekommen waren, als ein Tornado ihr Haus verwüstet hatte, und dass die Eltern meines Vaters bei einem Angelausflug an der Küste von Texas den Haien zum Opfer gefallen wären.

Aber obwohl ich nie den Onkel meines Vaters kennengelernt hatte, mochte ich ihn sehr, weil ich die Hühnerfarm so liebte, die er uns vermacht hatte. Meine Mutter ließ mich nie allein in den Stall gehen, weil sie Angst hatte, dass die Hühner mir die Augen auspicken würden, und sie dann reingehen und mich rausholen müsste. Also verbrachte ich meine gesamte freie Zeit damit, in der Nähe des Zauns zu sitzen, der unseren Hinterhof vom Hühnerhof trennte.

Der Hühnerhof war einfach nur ein großer Hof, der von einem Maschendrahtzaun umgeben war. Wenn die Hühner nicht in ihren Nestern waren und Eier legten, sah ich ihnen zu, wie sie im Hof tanzten oder sich im Dreck wälzten. Und wenn eines nah genug an den Zaun herankam, steckte ich meine Finger durch eines der Löcher und versuchte, es zu streicheln.

Manchmal sprach ich sogar mit ihnen über Sachen von der Schule und über diesen Jungen namens Leon Leonard, der sich immer über mich lustig machte, weil meine Mutter sagte, wir würden unsere Hühner nur wegen des Ambientes halten.

Die Hühner antworteten mir dann und sagten Sachen wie: »Das ist schon okay, Don. Irgendwann wird sich Leon Leonard die Hosen vollkacken und überhaupt keine Freunde mehr haben.«

Die Hühner sprachen natürlich nicht wirklich mit mir. Ich stellte mir bloß vor, dass sie genau das sagten. Es machte sowieso viel mehr Spaß, mir bloß auszudenken, was sie sagten, denn so sagten sie nie etwas, was mir nicht gefiel, und wurden meine besten Freunde.

Ich fand es echt toll, auf dieser Farm zu leben, aber meine Mutter hasste es. Das erzählte sie aber nie jemandem, wenn sie gefragt wurde, warum sie und mein Vater hier lebten. Sie sagte den Leuten, dass sie und mein Vater schließlich schon auf die vierzig zugehen und sie sich gedacht hätten, es wäre mal an der Zeit, der Großstadt den Rücken zuzukehren. Dann fügte sie hinzu, dass wir die Hühner nicht hielten, um sie zu züchten, denn das hätte ja Hühnerzüchter aus uns gemacht, und wir waren alles, nur das nicht. Sie erzählte den Leuten, dass wir die Hühner wegen des *Ambientes* hielten und weil wir frische Eier liebten.

Ich glaube, das hat einige Leute verwirrt, denn viele von ihnen kannten nicht die Bedeutung des Wortes *Ambiente*. Und wenn sie sie doch kannten, glaubten sie nicht, dass Hühnerkacke von den Schuhsohlen zu kratzen etwas mit *Ambiente* zu tun haben konnte.

Also, ich würde sagen, jetzt habe ich euch alles erzählt, was bis hierher nötig war, so dass ich euch nun von dem Abend meines elften Geburtstags berichten kann, als alles irgendwie anfang, anders zu werden.

## ZWEI

Am Abend meines elften Geburtstags saßen meine Mutter, mein Vater und ich in unserem Wohnzimmer, aßen TV-Dinner-Fertiggerichte und schauten fern, wie wir das jeden Abend taten. Mein Vater saß auf einem braunen Ledersessel und meine Mutter auf einem mit altrosafarbenem Samt bezogenen Fauteuil. Für mich sah er mehr aus wie ein Stuhl, aber meine Mutter nannte ihn einen *Fauteuil*, und wenn mein Vater oder ich Stuhl sagten, verbesserte sie uns.

Ich saß auf dem altrosafarbenen Samtsofa. Wenn mein Vater oder ich es eine Couch nannten, verbesserte uns meine Mutter und sagte uns, sie wisse nicht, wovon wir da redeten, weil sie in ihrem Wohnzimmer keine Couch besäße. Sie sagte, sie besäße ein *Sofa* und dass wir gefälligst die korrekte Bezeichnung benutzen sollten.

Sie nannte es auch an meinem elften Geburtstag *Sofa*, als sie mich anschrte: »Don! Kleckere nicht! Deine Schwester hat dieses Sofa geliebt. Es wäre schrecklich für mich, wenn ein großer Fleck darauf wäre, nur wegen deiner Ungeschicklichkeit.«

Meine Mutter hatte die Regel gebrochen, während des abendlichen Fernsehprogramms nur in den Werbepausen zu sprechen, und mein Vater, der gerade einen Bissen von seinem geschmorten Hühnchen *alla cacciatore* zu sich nahm, sah meine Mutter an, als hätte sie ihm eine Matheaufgabe gestellt, die er nicht lösen konnte.

Na ja, da es mein elfter Geburtstag war, entschloss ich mich jedenfalls, meine Eltern um einen Gefallen zu bitten, um den ich sie schon seit fast einem Jahr bitten wollte. Das machte mich ziemlich nervös, also dachte ich schnell an einen Song von KC and the Sunshine Band, um mich zu entspannen. Von denen kannte ich alle Songs, weil ich ihr Greatest-Hits-Album bei einem Hühner-Bingo im Horse Island Einkaufs- und Einrichtungsmarkt gewonnen hatte.

Im Horse Island Einkaufs- und Einrichtungsmarkt gab es nämlich diesen Wettbewerb, bei dem ein Huhn in einen Käfig gesetzt wurde, der ungefähr so groß war wie ein Bett, in dem zwei Menschen schlafen können. Auf dem Boden des Käfigs lag eine weiße Tafel mit roten Zahlen drauf, wie eine große Bingo-Karte. Mr Bufford, der Inhaber vom Horse Island Einkaufs- und Einrichtungsmarkt, setzte dann samstags morgens auf dem Parkplatz, kurz bevor der Laden öffnete, das Huhn in den Käfig, und alle beobachteten, auf welcher Zahl das Huhn sein Geschäft machte. Dann versuchte man, Lebensmittel und Einrichtungsgegenstände zu erwerben, die genau die Summe Geld kosteten, die dieser Zahl entsprach. Mr Bufford nannte sie die »magische Zahl«, und eines Tages war die magische Zahl die 33, und meine Mutter gab durch Zufall genau diesen Betrag aus.

Als das passierte, grinste die Kassiererin von einem Ohr zum anderen und sagte zu meiner Mutter: »Herzlichen Glückwunsch, Sie haben die magische Zahl erreicht. Hundert Dollar gehen an Sie für den Satz, *der richtig abräumt!*«

Meine Mutter sah die Kassiererin an und fragte: »Wie bitte?«

Die Kassiererin sagte wieder: »Hundert Dollar gehen an Sie für den Satz, *der richtig abräumt!*«

Ich kannte den Satz, *der richtig abräumt*, also grinste ich und sagte: »Der Horse Island Einkaufs- und Einrichtungsmarkt hat alles, was mich glücklich macht.«

Meine Mutter schaute mich an und sagte: »Don, bitte. Was habe ich dir darüber gesagt, dass man nur spricht, wenn man angesprochen wird?«

Aber dann sagte die Kassiererin: »Er hat recht! Herzlichen Glückwunsch! Sie gewinnen hundert Dollar in bar!«

Meine Mutter lächelte und sagte: »Wirklich? Was für eine angenehme Überraschung.«

Als die Kassiererin meiner Mutter das Geld gab, steckte sie alles in ihr Portemonnaie.

Dann sah die Kassiererin mich an und sagte: »Weil du deiner Mama geholfen hast, junger Mann, gebe ich dir die Chance, auch noch etwas zu gewinnen. Kannst du mir sagen, wie der Präsident der Vereinigten Staaten heißt?«

Ich grinste breit und sagte: »Jimmy Carter.«

Und die Kassiererin sagte: »Das stimmt. Herzlichen Glückwunsch! Du hast soeben ein Greatest-Hits-Album von KC and the Sunshine Band gewonnen.«

Ich hatte einen alten Plattenspieler in meinem Zimmer und fing an, jeden Tag das Album anzuhören, und manchmal sang ich die Songs auch im Stillen. Weil ich mir dann so große Mühe gab, mich an die Texte zu erinnern, vergaß ich, worüber ich vor dem Singen nachgedacht hatte. Wenn mich also das, worüber ich nachdachte, nervös machte, fing ich manchmal an, in meinem Kopf einen KC and the Sunshine Song zu singen – und das half mir dann zu vergessen, worüber ich nachgedacht hatte, und dann war ich nicht mehr so nervös.

Deshalb fing ich auch am Abend meines elften Geburts-

tags an, im Stillen *Boogie Shoes* zu singen. Aber dann begann im Fernsehen der Titelsong von *Happy Days*, und meine Mutter quiekte wie ein Schwein.

Dann sagte sie: »Das ist *Rock Around the Clock*. Ihr wisst doch, das ist der Song, zu dem Dawn getanzt hat, als sie mit dreizehn ihren Tanzwettbewerb gewann.«

Sie zeigte mit der Hühnerkeule auf Dawns Ballerina-pokal, der ganz oben auf dem großen Bücherschrank in unserem Wohnzimmer stand.

»Das Talent hatte sie ja von mir, wisst ihr«, sagte sie. »Früher habe ich getanzt, und ich hätte auch berühmt werden können, aber ich habe mich eben für die Familie entschieden.«

Dann ließ meine Mutter die Keule in die Aluminiumschale fallen und sagte: »Ich war es, die ihr die Choreografie beigebracht hat.«

Meine Mutter stand von ihrem Platz auf und begann, zu der Musik aus dem Fernsehen zu tanzen, und tat so, als wirbele sie einen Tambourstab herum. Dann vollführte sie mit einem Bein ein paar Kicks und drehte sich. Sie warf eine Hand in die Luft und sagte: »Dawn hat den Wettbewerb für sich entschieden, indem sie ihr rechtes Bein mit einer Hand in die Luft gehalten und dann mit der anderen einen kleinen Tambourstab herumgewirbelt hat. Sie konnte den Tambourstab in die Luft werfen und ihn dann mit dem Mund auffangen. Es war wirklich erstaunlich, und ich glaube, Dawn hätte in Vegas tanzen können, wenn sie gewollt hätte. Man sollte doch meinen, dass man ihr dort mehr gegeben hätte als bloß diesen Pokal da.«

*Happy Days* fing an, also setzte sich meine Mutter wieder hin und hörte auf zu reden, und ich schaute hinauf zu Dawns Tanzpokal. Er stellte eine glänzende, vergolde-

te Ballerina dar, gut dreißig Zentimeter groß, die mit einer Zehenspitze auf einem grünen Aluminiumsockel stand. Ihr Kopf war etwa fünfzehn Zentimeter von der Zimmerdecke entfernt, und sie war größer als alles andere auf dem Regal, einschließlich des Fernsehers und der Spieluhr meiner Mutter.

Wenn man den Deckel dieser Spieluhr öffnete, kam eine Ballerina in einem glänzenden altrosafarbenen Kleid zum Vorschein, das die gleiche Farbe hatte wie unsere Wohnzimmerwände. Dann stand die Ballerina mit ausgebreiteten Armen auf einer Zehenspitze und drehte sich zur Musik im Kreis. Es sah fast so aus, als wolle sie fliegen, aber da sie's nicht konnte, blieb sie, wo sie war, und tanzte.

Manchmal nahm meine Mutter sie herunter und zog sie auf und schaute der Ballerina beim Tanzen zu. Und manchmal tanzte sie sogar mit der Ballerina und ließ mich dabei zuschauen. Als kleiner Junge habe ich mal diesen Peter-Pan-Film gesehen, und damals dachte ich: Vielleicht ist die Ballerina in der Schachtel ja eine Fee wie Tinker-Bell. Ich stellte mir vor, eine Hexe hätte sie mit einem Fluch verzaubert, so dass sie in dieser Schachtel leben musste. Es machte mich traurig, dass sie da drin leben musste und nicht wegfliegen und mit anderen Feen spielen konnte. Deshalb malte ich mir manchmal aus, wie ich die Spieluhr bis zum Anschlag aufziehen und »Flieg!« flüstern würde, und sie dann mit dem Tanzen aufhören und hoch in die Luft fliegen würde.

Ich hatte es allerdings nie ausprobiert, denn meine Mutter erlaubte mir grundsätzlich nicht, die Spieluhr anzufassen oder überhaupt nur in ihre Nähe zu kommen. Als ich älter wurde, begriff ich, dass die Ballerina nur eine Plastikpuppe war und dass sie auch dann nicht fortfliegen

würde, wenn ich die Spieluhr bis zum Anschlag aufziehen und »Flieg!« flüstern würde. Irgendwie wollte ich es allerdings immer noch tun. Nur um sicherzugehen.

Na ja, während einer Werbepause von *Happy Days* atmete ich jedenfalls tief ein und war drauf und dran, meinen Eltern meine Bitte vorzutragen, als meine Mutter anfang zu weinen. Sie sagte: »Der liebe Gott hat Dawn zu sich geholt, weil er im Himmel noch einen Engel gebraucht hat.«

Ich stellte mir Dawn oben im Himmel vor – mit einem abgeschlagenen Vorderzahn von einem missglückten Fang des Tambourstabs und in einem weißen Ballerinenkostüm mit Flügeln auf dem Rücken. Sie stand auf einer hohen weißen Säule, und Gott blickte zu ihr auf, während sie ein Bein in die Luft hielt und in der anderen Hand ihren Tambourstab rotieren ließ.

Beim Gedanken daran starrte ich vor mich hin, und so fiel mein Blick auf ein Foto von Dawn an ihrem elften Geburtstag. Darauf hatte sie die Augen verbunden, trug ein rosafarbenes Tutu und versuchte, einen Schwanz an das Bild eines Esels zu heften. Ich wusste, dass es ihr elfter Geburtstag war, denn sie trug ein T-Shirt, auf dem stand: »Küss mich! Ich bin 11.«

Darüber musste ich lächeln, und ich nehme an, meine Mutter sah, dass ich das Bild anschaute und lächelte, anstatt sie anzuschauen.

Jedenfalls schrie sie mich an: »Don! Das ist wichtig. Hör zu, wenn wir mit dir sprechen. Dick, sag ihm, dass das wichtig ist.«

»Es ist wichtig«, sagte mein Vater, ohne mich anzusehen, und kratzte sich unter der Achsel.

Also schaute ich meine Mutter an und sah, dass ihre

Augen fast geschlossen und ihr Mund halb offen war, als würde sie gleich zu weinen anfangen. Aber dann kam ihr Lieblings-Werbespot, und ihre Augen gingen auf und ihr Mund wieder zu.

Es war eine Waschmittelwerbung mit so einem chinesischen Paar, dem eine Reinigung gehörte. Und wenn ein Kunde fragte, wie sie die Wäsche derartig sauber bekämen, antwortete der Chinese: »Altes chinesisches Geheimnis.«

Als der Werbespot vorbei war, sagte meine Mutter: »Ich würde da liebend gern mal hingehen, ich habe nämlich gehört, dass diese chinesischen Damen einem für fast nichts eine tadellose Pediküre machen. Na, wie auch immer: Also, Don, es ist äußerst respektlos, mir nicht zuzuhören, wenn ich mit dir rede. Dawn wäre nie derart respektlos zu mir gewesen.«

Ich sah meine Mutter an und sagte: »Okay, Ma'am.«

Als ich mir sicher war, dass sie nichts mehr zu mir sagen würde, wandte ich mich um und schaute zum Fernseher. Es folgte eine Tortenwerbung, also musste ich grinsen und meine Eltern beobachten, um zu sehen, ob sie dasselbe dachten wie ich. Nämlich, dass da irgendwo in der Küche eine Torte versteckt war für meinen Geburtstag.

Meine Mutter schaute mich an und dann zurück zum Fernseher und sagte: »Ich wünschte, es gäbe Chinesen in dieser Stadt, denn ein gutes Restaurant könnten wir wirklich gebrauchen, so wie das, in dem wir immer in Shreveport gegessen haben. Also wisst ihr, ich will zurück nach Shreveport ziehen und chinesisch essen gehen.«

Ich fragte mich so langsam, ob meine Mutter mir womöglich eine chinesische Torte gekauft hatte und deshalb von chinesischem Essen redete. Ich versuchte mir vorzustellen, wie eine chinesische Torte wohl aussah, aber ich

konnte es nicht, und dann überlegte ich, ob mir meine Eltern womöglich einen chinesischen Clown besorgt hatten.

Aber dann hörte ich auf, darüber nachzudenken, weil meine Mutter wieder anfang zu reden.

»Dick«, sagte sie. »Kannst du morgen in Lafayette bei einem Nagel-Studio anhalten und mir roten Nagellack mitbringen?«

Mein Vater sah meine Mutter an und machte seine Augen zu, und dann machte er sie weit auf, als sei er überrascht, und sagte: »Ich fahre morgen nicht nach Lafayette. Ich fahre nach Baton Rouge zu einem Kongress über Aluminiumverkleidung, und ich werde auch ein paar Tage dort bleiben müssen.«

»Wann hattest du vor, mir das zu sagen?«, fragte meine Mutter.

Mein Vater starrte meine Mutter mit leerem Gesicht an, bis sie brüllte: »Antworte mir, Dick!«

Dann ging *Happy Days* weiter. Ich fragte mich, ob mein Vater sich umdrehen und Fernsehen schauen oder die Regel brechen würde, nie während des Fernsehprogramms zu sprechen, und meiner Mutter antworten würde. Er schaute hin und her, zum Fernseher und zu meiner Mutter, als würde er sich ein Tennismatch ansehen.

Nach fast zehn Sekunden antwortete er: »Ich wollte es dir heute Abend zu sagen. Ich hatte es bloß vergessen.«

»Also nehme ich an, das bedeutet, dass ich mich um diese Mistviecher kümmern muss«, sagte meine Mutter ziemlich laut.

»Ja, Liebes«, antwortete mein Vater. »Du wirst die Hühner füttern müssen.«

Die nächsten fünfzehn Minuten lang sagten meine

Mutter und mein Vater gar nichts. Ich wusste, dass meine Eltern Krach haben würden, weil meine Mutter die Hühner füttern musste. Sie hatten nämlich immer Krach, wenn meine Mutter die Hühner füttern musste.

Deshalb stand ich von meinem Platz auf, als *Happy Days* zu Ende war, warf meine Aluminiumschale weg, klappte mein Fernsehtablet zusammen und verabschiedete mich in mein Zimmer.

Aber bevor ich noch in meinem Zimmer angekommen war, hörte ich meine Mutter schreien: »Ich hasse es hier!«  
»Still«, sagte mein Vater. »Er hört dich doch.«

Dann schrie meine Mutter lauter: »Es ist mir egal, ob er mich hört! Man muss sich das mal vorstellen, dass ich den Tanz-Job in Las Vegas aufgegeben habe, um dich zu heiraten und auf einer Hühnerfarm zu enden. Früher war ich Janice Remington, Tänzerin. Jetzt bin ich Janice Schmidt, Hühnerzüchterin. Ich wäre jetzt berühmt, wenn du nicht gewesen wärst.«

Meinem Vater gefiel das wohl nicht, denn nun brüllte er: »Du warst keine Tänzerin! Du warst Kellnerin in einem Drive-in, in dem dich der Manager hat tanzen lassen, wenn jemand Geburtstag hatte. Ich bin hier derjenige, der auf dem College war und alles hinschmeißen musste und der seinen Anstand unter Beweis gestellt und dich geheiratet hat!«

Ich hörte etwas, das klang, als würde jemand eine Ohrfeige bekommen, und gleich danach eine Hundefutterwerbung und dann den Titelsong von *Laverne and Shirley*.

Ich verstand nie, was mein Vater damit meinte, wenn er sagte: »Ich habe meinen Anstand unter Beweis gestellt und dich geheiratet.« Ich wusste, was »Anstand« ist. Das

ist, wie wenn jemand seine Brieftasche verliert und man sie findet. Also nahm ich an, dass mein Vater seine Brieftasche verloren und meine Mutter sie gefunden und zu ihm zurückgebracht hatte, und weil sie dadurch ihren Anstand unter Beweis gestellt hat, hat er auch seinen Anstand unter Beweis gestellt und sie geheiratet.

Unmittelbar nach dem Titelsong von *Laverne and Shirley* hörte ich meinen Vater jedenfalls sagen: »Tut mir leid, dass ich so geschrien habe. Aber du weißt genau, dass wir nicht zurück nach Shreveport gehen können.«

»Warum nicht?«, fragte meine Mutter ziemlich laut.  
»Warum kannst du nicht um deinen alten Job bitten?«

»Also«, sagte mein Vater, »erstens stellen Betriebe für gewöhnlich keine Leute wieder ein, die sie gefeuert haben; zweitens fangen wir gerade an, aus den Schulden herauszukommen, und können es uns nicht leisten umzuziehen; und drittens könnte ich keinem unserer Freunde gegenüber treten, weil mir alles, was passiert ist, so peinlich ist.«

»Du weißt, dass es deine Schuld ist!«, schrie meine Mutter zurück. »Wenn du mit uns zur Familien-Tanzstunde gegangen wärest, wäre das alles nicht passiert.«

»Komm schon, Janice!«, rief mein Vater. »Es ist meine Schuld, weil ich nicht herumgerannt bin in einem Trikot mit großen Punkten drauf und in hochhackigen Schuhen und dazu gestampft habe wie ein angeschossener Satyr?«

»Ein angeschossener Satyr?«, brüllte meine Mutter.

Und mein Vater schrie zurück: »Ich sag's nur, wie's ist!«

Dann hörte ich noch eine Ohrfeige und Schritte, die klangen, als würden sie auf die Küche zugehen. Also öffnete ich meine Tür, trat hinaus auf den Flur und schlich auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer. Ich konnte hören,

wie Töpfe auf dem Boden landeten und Teller in die Spüle knallten. Das passierte meistens, wenn sie stritten, obwohl wir immer aus den Fertiggerichtsschalen aßen und die Töpfe und die Teller nie benutzten.

Nach ein paar Minuten hörten die Geräusche von den Töpfen und Tellern auf. Als es so weit war, ging ich aus dem Wohnzimmer in den Flur. Ich kniete mich hinter ein Bücherregal, und genau in diesem Augenblick hörte ich, wie mein Vater sagte: »Hör zu, es tut mir leid, Janice, aber gib mir nicht die Schuld für das, was passiert ist. Das ist grausam, und ich bin genauso aufgebracht wie du.«

Dann hörte es sich an, als fielen hundert Gabeln und Löffel auf den Boden, und meine Mutter ließ so einen echt lauten Schrei los. Das machte mir schon irgendwie Angst, und ich fragte mich, ob ich nicht doch lieber in mein Zimmer rennen und die Tür hinter mir abschließen sollte.

Machte ich aber nicht, denn dann sagte mein Vater: »Ich verspreche dir, nächstes Jahr, wenn uns das Haus gehört, verkaufen wir es und ziehen in eine andere Stadt. Bis dahin ist es alles, was wir haben. Alle unsere Ersparnisse haben wir für Mr Munson ausgegeben. Wenn du also ein bisschen Geduld hast, wird sich das bezahlt machen. Und ich kann dir das Cabrio kaufen, das du immer haben wolltest.«

Meine Mutter fing an zu weinen, und mein Vater sagte: »Es wird schon alles, Janice. Das verspreche ich.«

Ein paar Minuten lang sprach niemand, und dann fragte mein Vater: »Würdest du dieses Wochenende gern nach New Orleans fahren und dir in einem von diesen schicken Salons die Haare machen lassen?«

»Können wir in einen Tanzclub gehen?«, fragte meine Mutter.

»Ja«, sagte er. »Wir können in einen Tanzclub gehen.«

»Oh, danke dir, Dick«, sagte meine Mutter. »Das würde ein bisschen von dem Druck abbauen, unter dem ich stehe.«

So einen Streit gab es, würde ich sagen, ein Mal pro Monat, und zwar seit ich mich erinnern kann. Der an meinem elften Geburtstag fing an, weil meine Mutter die Hühner füttern musste, aber manchmal kam es auch dazu, weil es draußen zu heiß war oder die Leute aus der Stadt zu dämlich oder weil es beim Friseur kein Shampoo mit Banane-Ananas-Duft gab. Aber mittendrin schrie meine Mutter jedes Mal: »Ich hasse es hier!«

Als das mit dem Streiten damals losging, saß ich noch in meinem Zimmer und hörte ihnen zu, als kämen die Stimmen aus dem Radio. Als ich dann schreiben lernte, schrieb ich einiges davon in ein Notizbuch ab. Ich war ungefähr sechs, und da ich nicht den ganzen Streit aufschreiben konnte, schrieb ich bloß die Wörter auf, die ich kannte, also zum Beispiel: *der, Haare, Tanz, Job*. Die Wörter, deren Bedeutung oder Schreibweise ich nicht kannte, hörte ich mir heraus und schlug sie dann im Wörterbuch nach. Die Wörter *Trikot* und *Anstand* fand ich leicht. Das Wort *Satyr* konnte ich allerdings nie im Wörterbuch finden, denn ich stellte mir vor, dass es »Saattür« geschrieben würde, oder »Saattier«, aber niemals »Satyr«. In der Schule fand ich eines Tages heraus, dass ein Satyr etwas ist, das halb Mensch ist und halb Ziegenbock. Wir lernten auch, dass ein »Zentaur« etwas ist, das halb Mensch ist und halb Pferd. Ich glaube, mit diesem Wort hätte mein Vater meine Mutter auch besser beschreiben können, schließlich stampft ein Pferd doch mehr als ein Ziegenbock.

Nach jedem Streit schaute ich mir dann jedenfalls mei-

ne Notizen vom vorherigen an und verglich sie mit den neuen. Ich konnte nicht immer alles verstehen, was meine Eltern sagten. In manchen Monaten verstand ich: »Es ist meine Schuld, weil ich nicht herumgerannt bin.« Ein andermal verstand ich: »Nicht herumgerannt bin in einem Trikot mit großen Punkten drauf und hochhackigen Schuhen und dazu gestampft habe wie ein angeschossener Satyr?« Nach einer Weile konnte ich den gesamten Satz aufschreiben und dann den gesamten Streit, und das war auch der Zeitpunkt, als mir langsam aufging, dass meine Eltern womöglich etwas vor mir verheimlichten.

Nachdem ich sicher war, dass der Streit an meinem elften Geburtstag vorüber war, ging ich ganz schnell auf mein Zimmer. Ich hatte keine Gelegenheit gehabt, meinen Eltern meine Bitte vorzutragen, und sie hatten mir immer noch keine Torte gebracht oder Geburtstagsgeschenke oder einen chinesischen Clown. Ich glaubte, sie würden mich jeden Moment zu sich in die Küche rufen, wo sie dann auf mich warten würden, um mir zum Geburtstag zu gratulieren. Ich wollte nicht so aussehen, als würde ich darauf warten, also zog ich mir meinen Schlafanzug an und lag wach in meinem Bett. Nach ein paar Minuten hörte ich ein Klopfen an meiner Tür.

*Jetzt ist es so weit*, dachte ich. Sie werden mich in die Küche rufen und mir ein T-Shirt geben, auf dem »Küss mich! Ich bin 11.« steht.

Die Tür öffnete sich, und meine Mutter kam in mein Zimmer, und ich sah sie an und lächelte. Sie lächelte nicht zurück und sagte nicht »Komm in die Küche« oder »Herzlichen Glückwunsch«.

Stattdessen sagte sie: »Don! Ich mache jetzt das Licht aus, für dich ist schon längst Schlafenszeit.«

Die nächste Stunde lang lag ich wach und dachte, sie würde bloß versuchen, mich reinzulegen. Sie hatte mich zwar noch nie an meinem Geburtstag überrascht, aber ich war sicher, dass dies das Jahr war, in dem es so sein würde, denn das Foto von Dawn gab mir das Gefühl, dass elfte Geburtstage eine wirklich große Sache waren.

Eine Stunde, nachdem meine Mutter das Licht ausgemacht hatte, schlief ich ein und träumte von einem chinesischen Clown. Er sah nicht groß anders aus als ein normaler Clown.

Aber egal. Als ich am nächsten Morgen in die Küche kam, saßen meine Eltern am Tisch. Mein Vater starrte vor sich hin, während er eine Banane aß, und meine Mutter zappelte auf ihrem Stuhl herum, während sie einen Donut aß.

Als meine Mutter aufgegessen hatte, sagte sie: »Don, dein Vater und ich haben dir eine Mitteilung zu machen. Nicht wahr, Dick?«

Mein Vater nickte und kratzte sich die kahle Stelle auf seinem Kopf, und dann sagte meine Mutter: »Wir fahren dieses Wochenende nach New Orleans, also wirst du beim Babysitter bleiben.«

Meine Mutter stand auf und ging zum Radio hinüber und sagte: »Ich bin so aufgeregt. Ich muss Tanzen üben für New Orleans.«

Sie stellte das Radio an, und der Song *Love Will Keep Us Together* von Captain and Tenille wurde gespielt.

Ich schloss die Augen und klopfte mit meiner Gabel auf den Tisch und bewegte mich zur Musik hin und her, bis meine Mutter sagte: »Don! Hör auf, mit der Gabel zu klopfen! Du machst mir den Rhythmus kaputt!«

Ich schlug die Augen auf und sah, wie meine Mutter

sich um sich selber drehte. Sie sah aus, als wäre sie in guter Stimmung, also beschloss ich, dass ich ihr die Frage stellen würde, die ich ihr am Abend zuvor hatte stellen wollen. Ich atmete tief ein und war drauf und dran zu fragen, ob ich mich von nun an um die Hühner kümmern dürfte. Aber irgendetwas anderes schlüpfte aus meinem Mund heraus, und ich sagte: »Gestern hatte ich Geburtstag.«

Mein Vater drehte sich um und sah mich an. Meine Mutter, die gerade ihr Bein in die Luft kickte, erstarrte für einige Sekunden zu Eis. Dann war es, als würde sie schmelzen, und sie ließ ihr Bein sinken und sagte: »Oh. Herzlichen Glückwunsch. Weißt du, es tut mir leid, dass wir das vergessen haben. Ich habe auch nicht immer Zeit, an solche Sachen zu denken. Ich meine, ich koche und putze schließlich den ganzen Tag – und zwar jeden Tag. Du darfst nicht versuchen, mir deswegen ein schlechtes Gewissen zu machen. Dick, sag ihm, dass er mir deswegen kein schlechtes Gewissen machen soll.«

Mein Vater sah mich ein paar Sekunden lang an und dann meine Mutter. Er tat etwas Komisches mit seinen Augen, das ihn aussehen ließ, als würde er nachdenken. Dann verschränkte meine Mutter die Arme und sah ihn an. Mein Vater machte die Augen zu und sagte: »Don, mach deiner Mutter kein schlechtes Gewissen deswegen.«